

NACH
NEW YORK !

KATJA HUBER
ROMAN

NACH NEW YORK!

NACH NEW YORK!

KATJA HUBER

ROMAN

secession VERLAG FÜR LITERATUR

Erste Auflage
© 2014 by Secession Verlag für Literatur, Zürich
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Christian Ruzicska
Korrektorat: Patrick Schär
www.secession-verlag.com

Gestaltung, Typographie, Satz und Litho:
KOCHAN & PARTNER, München

ISBN 978-3-905951-36-3

Für meine Großmutter,
meine Mutter und meine Tochter

INHALT

ERSTER TEIL
ZWEITER TEIL
DRITTER TEIL

ERSTER TEIL

Den Schlüssel in der Hand, stand Johanna im jetzt menschenleeren Raum der Buchhandlung, die ihr künstliches Licht verschwenderisch hinauswarf auf die im sommerhellen Abend liegende Straße – sie lauschte angestrengt den nahen und fernen Klängen des geschäftigen Münchens und in sich hinein – vergeblich: Der dunkle Schlag der nachhallenden Glocken von St. Ursula war bereits verebbt, eine von Johanna genährte und nicht ganz unbegründete Hoffnung war schleichend um mehrere Töne abgedunkelt, aber nicht ganz verstummt. »Feierabend also!«, sagte Johanna, ging dann aber doch nicht zur Tür, die den ganzen Tag über das Eintreten von Kunden fröhlich klingelnd verkündet hatte – ungeachtet der Tatsache, dass der eine, der Einzige, dessen Erscheinen Johanna auch an diesem Montag so sehnsüchtig erhofft hatte, ferngeblieben war. »Feierabend also«, wiederholte sie, leise und doch bestimmt: »Feierabend!«

Nicht Enttäuschung war es, die Johanna an diesem Abend lähmte, sondern die merkwürdige Gewissheit, er werde noch kommen, und diese Gewissheit brachte sich gegen die an der schlichten Wahrheit der Uhrzeit zerstiebende Hoffnung in Stellung. Weshalb Max Haber, als er kurz vor der Buchhandlung erst seinen steilen Schritt unterbrach, seine Weste zurechtrückte, seine Lungen aufblähte und nicht wieder zusammenfallen ließ, dann auch durch das sauber glänzende Schaufenster hindurch eine unaufgeräumt dastehende Buchhändlerin sah, die versonnen ins Leere blickte. Er griff zur Klinke.

Johanna wandte sich auf das Läuten der Lادتür hin zu dieser um und wollte auch schon ›Geschlossen!‹ rufen. Tat es aber nicht. Die lang ersehnte Schiebermütze schob sich durch die Tür, und Johanna lächelte.

»Hekate, schönste aller Schlüsselträgerin!«

›Männer, mein Kind, erröten niemals, Männer fangen an, Silben zu verschlucken, sobald sie aufgeregt sind‹, erinnerte sie sich der Worte ihrer Großmutter.

Max war errötet, er hatte eine Silbe verschluckt, ließ sich aber nicht beirren. »Hekate, wirst du mich hinausgeleiten? Und wenn es so weit ist auch hinüber?«

Johanna schlug die Augen nieder. »Ich hatte dich nicht erwartet. Wo du doch erst am Freitag die *Sonette an Orpheus* abgeholt hast.«

»Rilke ist grandios, aber an Sommerabenden wie heute ... Magst du mich in den Englischen Garten begleiten?«

*Wind, wag' deine Spiele!
Die Frucht hängt schwer.
Bewaffne dich und ziele
mit deinem Schüttelspeer!*

*Wind, wag' deine Räube!
Der Ruch ist groß.
Begürte dich und stäube
die Spreu vom Weizen los!*

*Wind, wag' deine Süße!
Der Herbst ist rot.
Bestürme uns und grüße
den Bruder Tod!*

Es war dann doch Max, der Johanna aus der Buchhandlung hinaus auf die von der Abendsonne ins milde Licht getauchte Leopoldstraße, durch Nikolai- und Seestraße übers Brücklerl hinüber hinein in den Englischen Garten begleitet hatte. Und anders als sonst hatte er sich

diesmal nicht in seiner bewährten Mischung aus echtem Interesse und neckenden Spötteleien erkundigt, wie es ihr gehe, wie sie ihr Wochenende verbracht habe, ob die Eltern in Regensburg immer noch erzürnt seien ob ihrer Flucht in die große Stadt, ob sie etwas von der geliebten Oma in Halle gehört habe und ob ihr Chef es nicht schon bereut habe, einem Provinz- und Lehrmädchen die Leitung der gesamten Lyrikabteilung anvertraut zu haben.

»Ich muss dir etwas zeigen, vielmehr sagen!«, hatte er stattdessen ausgerufen und dann gehetzt Anekdoten über seinen verehrten Professor zum Besten gegeben, die sie wohl hätten zum Schmunzeln bringen sollen. Er hatte von den frankierten und adressierten Postkarten erzählt, die Artur Kutscher vergangenen Herbst direkt nach dem *Kleinen Hofkonzert* noch im Foyer der Münchner Kammerspiele an seine Studenten verteilt hatte, um von ihnen eine Nachtkritik zu fordern, die spätestens am übernächsten Morgen in seinem Briefkasten zu sein hatte. Max hatte Kutscher zitiert, seine Kommilitonen und sich selbst parodiert und sich von den Namen der Straßen, durch die Johanna und er schon ein gutes Dutzend Mal gemeinsam spaziert waren, zu spontanen, bedeutungslosen Reimen hinreißen lassen.

So, wie er eben immer reimte, wenn es um nichts ging. Oder um alles. Auf dem Brückerl dann hatte Max innegehalten und Johannas Rechte mit seinen beiden Händen umschlossen. Er hatte sie nach Sekunden wieder losgelassen, um weiterzueilen. Und jetzt saß sie hier, neben ihm, auf einer Bank im Englischen Garten, ein Specht sang oder klopfte von ewiger Wiederholung, ein ungezügelttes Pferd war ihnen beinahe über die Füße gepflügt, an keinem seiner vier Hufe aber, das war offensichtlich, hatte sich ein Glücksschimmer befunden. Sie saßen, und Johanna wusste nicht mehr, wie viele Minuten, Stunden, Tage sie hier schon saßen. In ihr hallte noch immer das Gedicht über den Tod nach. Den Herbst hatte er ihr so unbedingt und so dringlich zeigen wollen, heute, an diesem doch wunderbar lauen Juniabend. Die Botschaft, dass der Herbst nahte

und mit ihm früher oder später der Tod. Max sah sie erwartungsvoll an, noch immer. Musste sie ihn wirklich darauf hinweisen, dass es andere Themen gab für ein Rendezvous? Wenn es überhaupt ein Rendezvous war, das sie hier veranstalteten, auf einer dem Tod geweihten Parkbank an einem lauen Sommerabend im mit Leben erfüllten Englischen Garten.

»Es heißt *Herbst*. Einfach nur *Herbst*. Ich habe an niemand anderen als dich gedacht, als ich es schrieb.«

»Ach ja?« Johanna räusperte sich.

»Ja. – Ich habe es ernst gemeint im Laden eben. Wenn ich mich von jemandem begleiten, hinübergeleiten lassen würde in den Tod, dann von dir. Allerdings nur, wenn du zuvor ein Leben mit mir verbringst!«

»Ein Leben?«

Ein ganzes Leben? Schlagartig hörte der Specht zu klopfen auf, das melancholische Rauschen der Bäume schwoll an zum applaudierenden Sturm, Johannas Stimme zitterte nicht, sie überschlug sich. Und brachte auch beim zweiten Anlauf nicht viel zustande:

»Ein ganzes Leben?«

Max nahm Johannas Hand, er ließ sie nicht wieder los. Er ging in die Knie, ganz wie in den vielen Büchern, die Johanna als junges Mädchen unter der Bettdecke gelesen hatte und noch heute verschlang, obwohl sie jetzt erwachsen war, einen eigenen Tisch mit Leselampe besaß und als Expertin für Lyrik sich einen Namen gemacht hat. »Werde meine Frau!«, sagte Max, bückte sich, pflückte das nächstbeste Kraut unter der Bank hervor, zerpfückte es und band daraus in Sekundenschnelle zwei Ringe, die er ihr und sich über die Finger streifte. Dann küssten sie einander auf Stirn und Wangen, und Johanna bemerkte, dass die Ringe nach Wald dufteten, nach Frühling. Nach Ewigkeit. Sie wollte Maxens Frau werden, und zwar noch heute Nacht.

»Lass uns feiern!«, sagte Max, als er sich ruckartig aus ihrer Umarmung löste. Er fingerte ein abgegriffenes Kuvert aus der

Hemdtasche und überreichte es ihr.

»Ich hatte schon länger vor, dich zu fragen, aber heute war die letzte Gelegenheit. In einer Stunde beginnt die Vorstellung im Gabriel.«

»*Es geschah in einer Nacht*. USA 1934, Regie Frank Capra. Darsteller: Clark Gable und Claudette Colbert«, las Johanna laut und beeilte sich, ein glockenhelles Lachen hinterherzuschicken. Um das Glück einzufangen und den Schauer zu verjagen, der mit großer Zielstrebigkeit ihren Körper durchfuhr. Dass Johanna bislang noch nicht die Frau eines Mannes geworden war, davon ging Max aus. Dass sie noch kein einziges Mal ein Kino besucht hatte, ahnte er vermutlich nicht.

»Lass uns zu Fuß gehen. Der Abend ist so schön, so wunderschön!«, sagte sie, sprang auf, nahm Maxens Hand und dachte im Stillen für sich: ›Zwei erste Male! In einer einzigen Nacht!‹

Johanna saß aufrecht an dem Ess- und Schreibtisch ihres Zimmers in der Ainmillerstraße. Sie lächelte der Pritsche zu. Das Licht, das durch das Fenster direkt auf das Kopfkissen fiel, war Vollmondlicht, natürlich. Der erste Kinobesuch ihres Lebens lag Stunden zurück, die Welt, in die sie eingetaucht war, wirkte noch immer nach. Artur Kutscher mochte für seine Studenten ein Genie sein, für Johanna war er einer von vielen Professoren, die ihre ausnahmslos männlichen Studenten wie Jünger um sich scharten. Frank Capra hingegen war ein Magier. Und ein Prophet, der ihr und Max in nicht mal zwei Stunden unmissverständlich den Weg gewiesen hatte: Sie war, wenn auch aus gutem Hause, keine Millionärstochter. Die Liebe ihres Lebens war nicht Clark Gable und kein arbeitsloser Zeitungsreporter, sondern ein mittelloser Student der Theaterwissenschaften mit dem Zeug zum Kritiker, Lyriker, vielleicht sogar Romancier. In diesem Leben und auf dieser Welt würde sie niemals die Gelegenheit haben, sich mit Max per Anhalter nach New York durchzuschlagen, aber dieses Leben, dachte Johanna und erkannte im Mond zunächst das sorgenvolle Gesicht ihrer Mutter, dann das missbilligende ihres Vaters, würde sie beide noch

vor sehr viele Prüfungen stellen. Das Wichtigste ist, dachte Johanna, und während sie sich auf ihre Pritsche bettete, spürte sie in lauer Abendluft, bei gekipptem Fenster, den Wind, der seine Spiele wagte wie seine Süße, spürte sie auf dem Kopfkissen an ihrem Ohr den warmen, zärtlichen Atem ihres zukünftigen Mannes, sah im Mond nicht Mutter, nicht Vater, nicht Kutscher und nicht Capra, sondern nur Max und Johanna, Johanna und Max, das Wichtigste ist, beschloss sie, dass ich meinem Herzen gehorche. Sie schloss die Augen, ein Pfiff erklang, dann Stille. Ein Pfeifen dann. Eine Melodie – ihre Melodie, ihr geheimes Zeichen: der Refrain von *Kannst du pfeifen, Johanna?* Einmal, zweimal, beim dritten Refrain hatte sie bereits das Fenster geöffnet, beim vierten stand Max in ihrem Zimmer, den fünften unterbrach sie mit einem Kuss, diesmal auf die Lippen, und dieses Mal würde er, wenn es nach ihr ginge, bis zum Morgengrauen dauern. Bis hin zum Morgengrauen, in dessen zartrosa Licht Max, was Johanna noch nicht ahnen konnte, als er ihr das Nachthemd von ihren mondbeschienenen Schultern streifte, auf die Rückseite der Kinokarte Schriftzug und Muster der Ringe skizzieren würde: ›Johanna und Max. Im Guten wie im Schlechten‹, geziert von Rosen und Dornen.

Ein Habicht jagt, fängt und frisst ein Eichhörnchen vor der City Hall in Lower Manhattan, mitten in der Stadt.

Zu Hause hätte ich den Zwischenfall als interessantes Phänomen, als Folge veränderter Lebensbedingungen von Wildtieren betrachtet.

Als Fremde in der Fremde ist man offener für symbolische Deutungen. Und interessierter an den Reaktionen der anderen.

Die Müllmänner lassen ihre Plastiksäcke fallen. Sie lachen und klatschen sich ab, einer ruft: »Lunchtime!« Eine ältere Dame mit Hütchen und Hündchen bedeckt ihr Gesicht. Mit beiden Händen, zu ihrem Unglück und zum Glück des Hündchens, das sich bereits hell bellend und mit wehender Leine Richtung Habicht und Freiheit bewegt. Der Anzugträger, der gerade die City Hall verlassen hat, denkt nicht daran, die Zigarette anzuzünden, die ihm zwischen den

Lippen steckt. Fasziniert starrt er auf die ausgebreiteten Flügel, auf den Schnabel des Vogels, der gerade den kleinen Nager seziert.

»Das Eichhörnchen ist der Kaviar des Habichts!«, ruft ein wandelndes Sandwich, das gerade noch Werbeflyer für eine Fastfoodkette verteilte.

Ich schweige. Seit Minuten ist mir klar: Das war's. Nicht nur für heute und nicht nur fürs Eichhörnchen. Auch meine Lebensbedingungen werden sich verändern.

Sein Schicksal kann man nicht bekämpfen, würde meine Vermieterin Sascha sagen, aber sie ist ja Gott sei Dank meilenweit entfernt in ihrer postsowjetischen Küche in Brighton Beach und überlegt sich, ob sie Pastellgrün, Rosa, Hellblau oder Gelb zur Farbe der Woche küren wird.

Fünfzehn Minuten vor meinem Termin reihe ich mich in die Warteschlange vor dem Jacob K. Javits Federal Building am Federal Plaza ein, zeige am Eingang meine Papiere, nehme im Erdgeschoss meine Wartenummer entgegen, nehme die Rolltreppe zum Wartebereich der U.S. Citizenship and Immigration Services.

»Cellphone?«, fragt der Wachmann am Eingang. Ich verstehe die Frage, begreife sie aber nicht. Er nimmt mir das Telefon ab. Lächelnd und mit lang gezogenem Pfiff begrüßt er die Frau hinter mir:

»Wann gehst du endlich mit mir ins Kino?«

Sie begreift die Frage, ignoriert sie jedoch. Er wendet sich den beiden Männern mit Baseballkappen zu, sie grüßen einander, klatschen sich ab. Als ich mein ausgeschaltetes Handy entgegennehme, fällt mir das didaktische Seminar ein, das ich mit fünf weiteren Studenten zur Abschlussprüfung Psychologie vorbereiten musste. Titel: Begrüßungsrituale ganz anders. Alter: ab 12. Gruppengröße: bis 20 Teilnehmer. Material: Rollenkärtchen. Ziele: Einstiegsspiel zur Diskussion über unterschiedliche Verhaltensweisen und kulturelle Differenzen. Reflexion über die Gültigkeit der eigenen Normen und Werte. Lernen, die Grenzen anderer wahrzunehmen und zu achten.

Die einzelnen Gruppen im Seminar trugen die Namen von unterschiedlichen Gemüsesorten. Auberginen haben sich mit Handschlag begrüßt. Gurken mit minutenlanger Umarmung. Selleries mit sanftem Faustschlag. Und das, obwohl alle Teilnehmer die gleiche Sprache sprachen, die gleiche Hautfarbe hatten und sich bereits zu Beginn des Seminars mit dem üblichen »Guten Morgen« begrüßt hatten.

Die Gruppengröße im Warteraum der Einwanderungsbehörde beträgt etwa hundertdreißig Teilnehmer. Essen, Trinken, Rauchen, Telefonieren und Fotografieren ist verboten. Auch nach vier Stunden Spieldauer kommt kein Chinese, kein Afroamerikaner, Puerto-Ricaner, Russe, Mexikaner oder Koreaner auf die Idee, sich eine Identität über Gemüsesorten zu imaginieren. Ich bin die einzige Weiße. Fühle mich zumindest so, die einzige Grenze, die ich wahrnehme, verläuft zwischen mir und allen anderen. Ich bin die Einzige, die nicht zu den Stammbesuchern zählt, die nicht regelmäßig mit quengelnden Kindern im Schoß, verbotenen Sandwichs in der Tasche und einem Witz oder ein paar Flüchen auf den Lippen ihre Tage hier verbringt. Daran ändert auch die Zwangsbeschallung nichts. *I Will Survive*. Nein, auch nicht *Let It Be* und schon gar nicht *All Night Long*.

5.57 pm. Drei Minuten vor Dienstschluss leuchtet meine Nummer doch noch auf. Zwei Minuten vor Dienstschluss fragt die Dame mit einem dunkelroten Punkt auf ihrer Stirn am Schalter mit der Nummer 13, wie sie mir behilflich sein könne. Ich berichte ihr von meinem Blitz-Visum, mit dem ich zwar problemlos einreisen durfte, das mir aber nicht erlaubt, hier zu arbeiten. Und arbeiten muss ich. Sie unterbricht mich wortlos mit einem Blick. Ich würde mich besser fühlen, wenn er ungeduldig wäre. Er ist mitleidig. Sie mustert den Stempel in meinem Pass. Sie schüttelt den Kopf, ihre goldenen Ohrringe klingen heller als Engelsglöckchen.

»Das ist eine Einwanderungsbehörde, keine Botschaft!«

Ihre Stimme ist fast so tief wie der Abgrund, in den sie Menschen mit wenigen Worten stoßen kann. Ich nicke, sage aber nichts, ich bin ein Eichhörnchen. Nein, kein Eichhörnchen. Eine Rote Bete. Rote Beten begrüßen und verabschieden sich schweigend voneinander.

Jahrelang habe ich mit dem Gedanken gespielt, einen Psychotherapeuten aufzusuchen. Bis heute weiß ich nicht, warum ich irgendwann dann doch meine Widerstände überwunden habe.

Erste Lektion: Das Unbewusste bevorzugt es klassisch, auf dem Rücken liegend und offen für alles. Zumindest mein Unbewusstes hätte ich für progressiver gehalten. Wenn ich mich schon einer wildfremden Person gegenüber entblöße, so soll sie mich bitte gleich von vorn nehmen.

Zweite Lektion: Meine Psychotherapeutin nimmt mich nicht, nicht von meiner schlechtesten und nicht von meiner besten Seite. Das muss ich selbst besorgen. Gibt es etwas Traurigeres und Egozentrischeres, als in Anwesenheit eines Menschen alleine auf einer Couch zu liegen, die Decke anzustarren und sich fünfzig Minuten lang nur mit der ersten Person Singular zu beschäftigen?

Dritte Lektion: Es ist nicht automatisch gut, sich in die Lage anderer zu versetzen. Weder für einen selbst noch für den anderen.

»Dass Sie den Schmerz anderer fühlen, heißt nicht, dass Sie ihnen helfen können. Dass Sie zu glauben wissen, was andere von Ihrem Verhalten halten, heißt nicht, dass Sie sich deshalb besser verhalten. Dass Sie wissen, was andere von Ihnen erwarten, heißt nicht, dass Sie deren Erwartungen erfüllen müssen. Manchmal ist es schwieriger und wichtiger, bei sich zu bleiben, als Empathie zu üben.«

»Stimmt!«, habe ich geantwortet, weil ich dachte, dass dies genau die erwartete Antwort war, die meine Psychotherapeutin hätte glücklich werden lassen können, und mich zugleich gefragt, was eine Psychotherapeutin wohl fühlen mag, wenn sie ihren Patienten Empathie untersagt.

Dreißig Sekunden vor Dienstschluss breche ich mein Schweigen und frage die Dame nach zwei Dingen: »Wofür steht der rote Punkt auf Ihrer Stirn?« Und: »Ich muss einfach länger als drei Monate hierbleiben, ich arbeite an einem Buch, für das ich nur in New York recherchieren kann. Was würden Sie an meiner Stelle tun?«

»Das ist ein Muttermal.« Und: »Ich an Ihrer Stelle würde in drei Monaten ausreisen, so wie es der Stempel in Ihrem Reisepass erfordert. Ansonsten werden Sie Schwierigkeiten bekommen!«

Es ist Abend. Ginta, Jana, Sascha, unsere Vermieterin, und ich, wir stehen in der Küche, jede kocht für sich, alle essen alles, und eben erst habe ich vom brutalen Tod des Eichhörnchens erzählt. Ich probiere Saschas Hühnerbouillon sowie Gintas Hühnersuppe mit Tomatensauce und merke, dass ich nicht hungrig bin.

»Das sind keine Eichhörnchen, sie schauen nur so aus. Es sind tatsächlich Ratten, Baumratten.« – Ginta ist die beste Hühnersuppenköchin, für besonders helle halte ich sie nicht. Jetzt, wo sie von Baumratten spricht, meine ich mich zu entsinnen, dass schon Max Frisch vor mehreren Jahrzehnten in einer Erzählung dieses New Yorker Missverständnis aufgeklärt hat. Max Frisch allerdings hatte eine Sehschwäche, eine Augenlidlähmung, und wenn er noch lebte, er würde über seine Pflegerin Sätze sagen wie: ›Sie ist die beste Hühnersuppenköchin, aber für besonders helle halte ich sie nicht.‹ Ich mochte Max Frischs Literatur noch nie besonders, und trauen würde ich ihm schon gar nicht.

»So ein Blödsinn, Ginta! Das sind klassische amerikanische Eichhörnchen!«

Jana schüttelt den Kopf: »Als ich ungefähr vier war, haben meine Schwester und ich ein Eichhörnchen gerettet. Es war vom Dach gefallen und hatte sich die Vorderbeine gebrochen. Wir haben ihm Proviant für mindestens ein Jahr in die Kiste gelegt, aber nicht daran gedacht, dass es mit seinen gebrochenen Vorderbeinen rein gar nichts zu seinem Mäulchen führen konnte. Nach drei Tagen war es tot.«

»Tolle Rettung!«

»Und eure Eltern?«

»Haben sich nicht eingemischt. Ich glaube, sie wollten uns Verantwortung beibringen.«

»Tolle Eltern!«

»Eltern müssen manchmal grausam sein«, Sascha schwingt den Kochlöffel, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, »oder zumindest grausam wirken. Später werden es ihnen ihre Kinder danken.« »Dein Eichhörnchen hatte auf jeden Fall mehr Glück. Vielleicht hätten wir unseres auch dem Habicht überlassen sollen. Das wäre menschlicher gewesen. Tierischer und zugleich menschlicher.«

Ich koste von dem Löffel Hühnersuppe, den mir Jana unter die Nase hält. »Warum kochen wir eigentlich jede für sich, wenn alle doch das Gleiche zubereiten ...« – ich verschlucke mich an einem ›Apropos menschlich‹ – »... die Einwanderungsbehörde hilft mir nicht. Die deutsche Botschaft in New York hilft mir nicht, die amerikanische Botschaft in Deutschland hat mir noch nie geholfen. Wenn ich länger als drei Monate bleibe, können die mich sofort ausweisen.«

Jana schlägt sich die Hand vor den Mund, macht ein erschrockenes Gesicht: Deine Probleme möchte ich haben!

»Mich können die, seit ich eingereist bin, ausweisen!«

»Das bedeutet gar nichts!«, antwortet Sascha ihr. »Außer, dass euer Status jetzt gleich ist.«

»Der Status, ja, stimmt ...«, sagt Jana, »nur, sie will wieder zurück, wir, wir wollen bleiben.«

»Aber nicht schon nach drei Monaten«, sage ich, »für meine Recherchen schon brauche ich mindestens ein halbes Jahr.«

»Es gibt juristische Firmen, die machen dir alles«, schaltet Sascha sich erneut ein und blickt mich lange und prüfend an.

»Sie schreibt?«, fragt Jana Ginta und deutet in meine Richtung.

»Sie recherchiert für ein Buch.«

Jana blickt mich an: »Echt, kommen wir da auch drin vor?«

»Nein!«, sage ich und will schon von meinem Vorhaben erzählen, werde aber noch einmal von Sascha unterbrochen:

»Es gibt juristische Firmen, die machen dir alles«, wiederholt sie eine Nuance schärfer als zuvor und fährt fort: »Greencard, Heirat, Aufenthaltsgenehmigung, Visum!«, zieht noch im selben Atemzug Papier und Stift aus einer Schublade hervor, kritzelt etwas und überreicht mir den Zettel. »Man sagt, er ist der Beste und ...«

»... und wahrscheinlich genauso teuer wie alle anderen«, ergänzt Ginta.

Auf dem Zettel steht ein Name: Joe, sowie eine Nummer: 7186451661. »Falls du dort anrufst, kannst du uns ja sagen, wie viel Geld er nimmt.«

›Ginta ist vielleicht nicht besonders helle, aber lebenspraktisch ist sie‹, würde Max Frisch in sein Tagebuch notieren und irgendwann versuchen, sie zu verführen.

»Danke für den Tipp«, sage ich an Sascha gewandt.

Nein, nicht alle sieben, alle drei Jahre muss der Mensch etwas Neues beginnen. Das war zumindest so lange meine Devise, solange ich auch alle drei Jahre etwas Neues begann. Mindestens alle sieben Jahre muss der Mensch etwas Neues beginnen, lautet meine Devise nun seit einigen Wochen, genauer seit dem letzten Weihnachtsfest, dem Heiligen Abend, an dem ich im Kreise der Familie bei meiner Großmutter am Esstisch saß.

Bis heute ist Großmutter die einzige mir bekannte Person, die einen fiktiven Reiseführer für eine geniale Idee hielt. Als ich sie vor einigen Jahren von Russland aus anrief, um ihr zu sagen, dass ich es für interessanter hielte, fiktive Geschichten zu real existierenden Orten und Personen zu erfinden, als das ewig gleiche Wissen über Alexander Newski, Fjodor Dostojewski und die Eremitage zu sammeln und in einem weiteren Reiseführer zu veröffentlichen, hat sie mir nicht nur zugestimmt, sondern zugleich auch Anregungen mit auf den Weg ins Innere Russlands gegeben: Die Geschichte von Dostojewskis Frau und ihrem seltsamen Verhältnis zu einem

Fleischer, dem ein Denkmal zu setzen in den *Brüdern Karamasow* Dostojewski nicht gelang, und weiter von einem Schaukelpferd sowie von geheimer Zensur, die seine Frau betrieb, als ihr Dostojewski sein letztes Werk diktierte, gehört bis heute zu meinen Favoriten. Wenn Großmutter ihre selbst ersonnene Dostojewski-Episode für einen Geniestreich hält, so ist sie da die Einzige: Seit das Buch in einer Auflage von immerhin eintausendfünfhundert Exemplaren erschienen ist, hat es sich genau zweihundertacht Mal verkauft, zweihundert Exemplare davon lagern bei meiner Großmutter. Seit jenem verhängnisvollen Jahr war ich konsequent damit beschäftigt, sechs Romanentwürfe nicht zu realisieren. Vielleicht sollte ich es doch noch einmal mit einem Buch versuchen, mit einem, das meine Großmutter nicht für genial hält, habe ich mir an jenem letzten Weihnachtsabend gedacht, kurz nachdem sie mir ihre Wohnungstür geöffnet hatte und ich schon im Flur auf mein erstarrtes Werk blicken durfte: zwei Reihen inzwischen auf einhundertsevenundachtzig Exemplare geschrumpfter, sorgsam gestapelter, noch verpackter Russlandreiseführer.

Einen Monat später liege ich nach absolviertem Besuch bei Gomberg Seltzer Works in meinem schmalen Bett in Brighton Beach, es ist Freitagnacht, die erleuchteten Fenster der Synagoge werfen bunte Muster an meine Zimmerdecke, es ist tiefster Winter, auch in meinem schmalen Bett in Brighton Beach, die Heizung ist ausgefallen, vor dem Fenster tanzen die Schneeflocken, ich nippe eiskaltes New Yorker Leitungswasser und mir wird wärmer und wärmer. Ich denke an mein letztes Weihnachtsfest, als Großmutter uns Fisch servierte und die Geschichte vom amerikanischen Seltzer erzählte. Die bunten Lichtschatten an der Wand nehmen allmählich Form an: Saphir-, moos- und jadegrün, türkis, himmel- und meeresblau reiht sich eine schwere Glasflasche an die nächste, schwebt, schwimmt, tänzelt. Ich setze mich auf, greife nach der meeresblauen, die so wunderbar hell schimmert, hinter dem Holztresen jedoch taucht der noch wunderbarere Oberkörper des

Barkeepers auf, und gleichwohl ich ihn nie zuvor gesehen habe, frage ich mich, ob er der Mann meiner Träume ist, mein Mann schlechthin.

»Vorsicht!«, warnt er mich. »Ein falscher Handgriff und wir haben hier einen Springbrunnen!« Er greift nach der meeresblauen Siphonflasche, ich halte ihm mein leeres Glas hin und nehme dankbar lächelnd wahr, wie er es mit kurzem, aber ungewöhnlich präzise ausgeführtem Druck auf das Ventil füllt.

»Wenn es nicht richtig wehtut in der Speiseröhre, ist es kein gutes Seltzer«, sagt er noch, hebt die linke Hand zum Gruß und löst sich in Farben auf, ein Flaschengeist, der nicht einmal im Traum zum Mann aller Träume wird.

Im frühen 20. Jahrhundert schleppten Tausende Seltzerlieferanten für Millionen durstige Kunden schwere Glasflaschen durchs Land. Heute gibt es in den USA eine Handvoll Lieferanten, und der einzig verbliebene Seltzerhersteller in New York schmeißt seine Abfüllmaschinen nur noch drei Mal die Woche an.

Die Kunden verschwinden entweder direkt ins Jenseits oder nehmen als Rentner noch den Umweg über Florida.

Der letzte Seltzermann, heute Mitte vierzig, hat mehr Zeit als sein Vater in seinem Alter damals, deshalb betreibt er neben dem Seltzergeschäft auch noch einen Getränkhandel mit gewöhnlichen Erfrischungsgetränken. Seine Kunden sind älter als die Kunden seines Vaters damals. Auch sie haben Zeit, zu viel Zeit. Oft rufen sie an, und obwohl sie seine Antwort kennen, fragen sie, ob er der Seltzermann sei.

Er sagt dann: »Ja.«

Sie sagen: »Ja, ja«, und seufzen.

Er sagt dann: »Es ist immer noch ein guter Job.«

Sie sagen: »Es ist immer noch das beste Getränk.« Dann sagen sie: »Früher war ... Früher hatte ... Früher sind ...«

Alles, was sie wollen, ist, über die Zeiten zu reden, da Seltzermänner noch keine Rarität waren und sie selbst noch jung.

Das Verhältnis von Johannas Eltern zu ihrer einzigen Tochter war nach deren Entschluss, in München ihre Lehre absolvieren zu wollen, merklich abgekühlt. Die Nachricht, sie habe sich auf einen zwar gescheiterten, aber mittellosen Studenten eingelassen, hatte ein Übriges bewirkt. Dennoch hatte Max darauf bestanden, offiziell um Johannas Hand anzuhalten, und obwohl Johanna die Zugreise von München nach Regensburg nutzte, um Max auf die Reaktionen ihrer Eltern vorzubereiten, war es ebendiesen Eltern gelungen, Johanna doch noch zu überraschen: Die Mutter war für einen Tag zu ihrer Schwester nach Pentling hinausgefahren, sie wünschte Max und Johanna auch nach ihrer Rückkehr nicht anzutreffen. Der Vater hatte alle erwartbaren Fragen gestellt. Der Vater hatte sich Maxens Antworten geduldig angehört. Der Vater hatte dann, nachdem sich sein Mund schon im Laufe des Gesprächs deutlicher und deutlicher in ein langes, dünnes Minuszeichen verwandelt, gesagt: »Kommt beim besten Willen nicht infrage!«, nur um sich dann an Johanna zu wenden und ihr mitzuteilen: »Ein gescheiter Mensch mag er sein, ein aufrichtiger und fleißiger vermutlich auch, ein Kandidat für meine einzige Tochter ist er nicht!« Johanna akzeptierte den Punkt, der auf das Minuszeichen folgte, nur dem Schein nach: »So muss sich die einzige Tochter gegen die Eltern entscheiden«, hatte sie gedacht, und als sie dann Anfang März 1937 ihre Lehre mit Auszeichnung abschloss, existierten ihre Eltern für sie schon nicht mehr. Dafür hatte sie den besten Mann der Welt geschenkt bekommen. Und eine Ausbildung mit hervorragendem Abschluss. Irgendwann würden die beiden ihr plötzlich so fernen Menschen im fernen Regensburg schon begreifen und ihrer Tochter wieder näherkommen wollen. Johanna beschloss, diejenige Frau endlich wieder zu besuchen, die sie liebte und deren Verständnis für ihre Welt und ihre Wünsche von so großer tragender Kraft war, dass dies den Mangel an Liebe seitens ihrer Eltern mehr als nur wettmachte.

»Vieles gibt es sowieso nicht zu planen, und besprochen ist alles. Die Trauzeugen haben wir auch schon.«

»Und einen Pfarrer, der euch ohne Einstimmung der Eltern trauen wird?«

»Brauchen wir nicht. Max glaubt nicht an Gott, aber das ist mir einerlei: Spätestens seitdem wir uns kennengelernt haben, weiß ich, dass er existiert.«

Johanna saß mit ihrer Großmutter im Grandhotel Hohenzollernhof an einem festlich gedeckten Tisch und erhob das Glas guten Weines, für den Großmutter sie beim Bestellen ohne Umschweife gegenüber dem Kellner als »alt genug« befunden hatte.

»Eigentlich können wir jetzt schon auf die Hochzeit anstoßen.«

»Eins nach dem anderen, Johanna. Jetzt trinken wir darauf, dass heute Ostersonntag ist, und darauf, dass du hier bist! Das reicht fürs Erste.«

Johanna kicherte. Sie war glücklich, die Atmosphäre im Grandhotel festlich, die Gläser klirrten so sinnlos schön, und sie hatte mehr als einen Schluck vom Wein getrunken, ohne das Glas abzustellen. Es war Mittagszeit, sie hatte kaum etwas gegessen.

»Auf dein Wohl!«, hörte sie.

»Auf deines!«, antwortete sie und ließ ihren Blick schweifen.

»Maiglöckchen! Hast du bemerkt, dass die Tische mit Maiglöckchen geschmückt sind? Und das schon Ende März. Das bringt Glück, Johanna!«

»Und was ist mit den Uniformen? So viele Uniformen. Bringen die auch Glück, Großmama?«

»Nein, Uniformen bringen kein Glück. Für diese Erkenntnis müssen wir nicht erst die leeren Gräber deiner Onkel besuchen. Uniformen bringen Unglück und Tod und ...«

Johanna hatte sich in Gedanken von ihrem Tisch entfernt, an dem sie noch immer mit ihrer Großmutter saß, während ein Mann in Uniform vom Nachbartisch erst höflich zu ihnen herübergeneigt hatte und sich dann, nachdem Großmutter nicht reagiert und Johanna ihm ein knappes, aber strahlendes Lächeln geschenkt hatte, mit wachsendem Interesse ihrem Gesicht widmete. Nicht